

## O. F. Bollnow

### Fest und Feier in ihrer erzieherischen Bedeutung<sup>\*1</sup>

1. In einem bekannten Buch hat Mitscherlich vor einigen Jahren unsere Zeit durch die „Unfähigkeit zu trauern“ charakterisiert. Mit dem gleichen Recht könnte man sie auch durch die Unfähigkeit zu feiern bestimmen. Und wahrscheinlich hängen beide Bestimmungen sogar eng miteinander zusammen. Unsre Zeit hat es verlernt zu feiern. Das moderne Arbeitsleben mit seiner Hast und seiner Betriebsamkeit nimmt den Menschen so vollständig in Anspruch, daß ihm schlechterdings keine Zeit zum Feiern bleibt. Selbst der in früheren Zeiten so geheiligte Sonntag erscheint höchstens als notwendige Erholungspause, ohne eigne Gestalt, und für viele wurde auch der Sonntag ganz vom Arbeitsleben aufgesogen. Er dient nur noch dazu, aufzuarbeiten, was in der Woche liegengeblieben war.

Und was schlimmer ist: es ist nicht nur so, daß man keine Zeit und keine Kraft mehr zum Feiern hat: man hat auch die Bereitschaft zum Feiern verloren. Man nimmt das Feiern nicht mehr wichtig. Man betrachtet es etwas von oben herab als ein kindliches Vergnügen, das eines vernünftigen Menschen unwürdig ist, oder an das man jedenfalls keine Aufmerksamkeit verschwenden darf. Wie es zu diesem Ergebnis gekommen ist, das zu erörtern müßte ich weiter ausholen, als an dieser Stelle möglich ist. Es hängt mit der innerweltlichen Askese des Calvinismus und dem auf dieser Grundlage erwachsenen kapitalistischen Denken zusammen, sowie mit dem immer nur am Fortschritt orientierten Geist der modernen Technik.

Aber ehe ich fortfahre, ist noch eine gewisse Korrektur erforderlich. Der Behauptung, daß unsre Zeit mit ihrer Betriebsamkeit und ihrem Leistungsdruck keine Zeit mehr zum Feiern behalten hat, scheint zu widersprechen, daß wohl keine Zeit bisher so viel Freizeit gehabt hat wie die unsrige, daß jedenfalls in den letzten Jahrzehnten für den größten Teil der Bevölkerung die Arbeitszeit immer kürzer und die Freizeit immer länger geworden ist. Um die Freizeit zu nutzen, ja um sie überhaupt erträglich zu machen, hat sich eine eigne Freizeitindustrie ausgebildet, und die Touristik bringt immer mehr Menschen in fremde Länder. So wird dafür gesorgt, daß die Menschen in ihrer Freizeit nicht vor Langerweile sterben. Aber, um es paradox auszudrücken: dadurch wird gerade verhindert, daß die Menschen in ihrer Freizeit auch feiern. Denn alle Betriebsamkeit der Freizeit ist keine Feier, ja, sie verhindert sogar die Feier, indem sie die Betriebsamkeit des Alltagslebens auch auf die Freizeit überträgt.

Wir haben also die eigentümlich paradoxe Entwicklung: Erst wird der Mensch durch die moderne Arbeitswelt deformiert, und dann hat der so deformierte Mensch keine Möglichkeit mehr, seine Freizeit zu nutzen. Wenn Dehmel in seinem bekannten Gedicht vom Arbeitsmann geklagt hatte: „Uns fehlt ja nichts, um frei zu sein, wie die Vögel sind, nur Zeit“, so hat sich das heute für den größten Teil der arbeitenden Menschen grundlegend geändert. Sie haben Zeit, sogar Zeit im Überfluß, aber sie wissen in ihrem schon verdorbenen Zustand mit ihrer Zeit nichts anzufangen. Daraus entspringt für die Erziehung eine wichtige, bisher noch wenig beachtete Aufgabe: die Erziehung zur Freizeit. Aber auch für die andern, die vom Arbeitsdruck und Arbeitseifer verzehrt werden, und die niemals Zeit haben, entsteht das entsprechende Problem: sie haben keine Zeit, aber sie hätten Zeit, wenn sie endlich einmal zur Besinnung kämen. [83/84]

Aber wie wir es auch nehmen: ob die Menschen keine Zeit haben oder ob sie wieder zu viel Zeit haben, eines haben sie auf jeden Fall verloren: sie können nicht mehr feiern. Erst hat der Druck eines auf den Arbeitserfolg bezogenen Arbeitslebens die Zeit zu einem auf den Arbeitserfolg ge-

\* Erschienen in der Zeitschrift „Die Sonderschule in Baden-Württemberg“, 11. Jg. 1978, S. 83-91. Die Seitenbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

<sup>1</sup> Festvortrag zum „Sonderpädagogischen Tag“ der PH Reutlingen am 13. Nov. 1977.

richteten Vorgang denaturiert, sie zu einem eindimensional auf die Zukunft gerichteten Verlauf eingeebnet. Dann aber, als Freizeit zur Verfügung stand, wußten die Menschen mit dieser denaturierten Zeit nichts mehr anzufangen.

Und nun heißt die Behauptung, daß mit dem Verlust des Feierns dem menschlichen Leben etwas Wesentliches, Unentbehrliches verlorengegangen ist. Von da her ergibt sich die Frage: welches ist überhaupt die Funktion der Feier im menschlichen Leben?

2. Ehe ich mich der Beantwortung dieser Frage zuwende, scheint es mir notwendig, die Fragestellung selbst noch zu erweitern. Daß wir in unserer ganzen, zur Maßlosigkeit entfesselten technischen Entwicklung, in einer Wirtschaftsordnung, die nur mit einer Mindestzuwachsrate bestehen zu können glaubt, in einer Produktion, die vom Automobil bis zum Haushaltsgerät oder bis zu den Kleidern von vorn herein auf Verschleiß hin angelegt ist und von der Wegwerfpackung ausgehend neuerdings auch schon das Verlagswesen erfaßt hat, das immer stärker nur eine zum alsbaldigen Verbrauch bestimmte Wegwerfliteratur erzeugt, in einem sich der Erschöpfung nähernden Raubbau an den Naturschätzen, in einer Zerstörung der Umwelt, die langsam auch die menschlichen Lebensmöglichkeiten vernichtet, wenn nicht ein Atomkrieg uns zuvor von allen diesen Problemen befreit — ich brauche diese Häufung von Symptomen wohl nicht weiter zu vervollständigen — in dieser zur Maßlosigkeit entfesselten Entwicklung, sagte ich, stürzen wir unaufhaltsam in den Abgrund, wenn nicht noch in letzter Stunde eine Umkehr geschieht.

Aber woher soll diese Umkehr kommen? An mahnen Stimmen hat es nicht gefehlt. Aber auf die Stimme der Vernunft zu hoffen, ist vergeblich. Auf die Stimme der Vernunft hat die Menschheit noch nie gehört und aus der Geschichte hat sie noch nie etwas gelernt. Ich erinnere an das Wort meines Lehrers Max Born, die Weltraumfahrt sei ein großer Triumph des menschlichen Verstandes aber ein schmähliches Versagen der menschlichen Vernunft. Auf die Stimme der Vernunft ist nicht zu hoffen, solange die Menschen in ihrem jetzigen, durch den Arbeitszwang deformierten Zustand verharren. Was helfen kann, ist nur eine radikale Änderung des Bewußtseins.

Und damit bin ich wieder bei meiner zentralen These: Dazu ist die Feier vielleicht nicht das einzige Mittel, aber doch *ein* Mittel, und zwar ein notwendiges und unentbehrliches Mittel, das zum Erfolg zu führen verspricht. Die Menschen müssen wieder lernen zu feiern, denn in der Erfahrung der Feier ergibt sich die notwendige Verwandlung des Bewußtseins, ungewollt und unbedeutend, die die Menschen durch bloßen Vorsatz und vernünftige Überlegung nicht herbeizuführen imstande sind.

3. Um aber nicht bei Behauptungen stehen zu bleiben, müssen wir uns zunächst das Wesen des Festes in seinen Grundzügen klarmachen. Ich muß mich hier auf die allereinfachsten Bestimmungen beschränken. Im Sinn der verbreiteten Redewendung „Man muß die Feste feiern, wie sie fallen“ unterscheide ich nicht weiter zwischen Fest und Feier (obgleich das noch zu einer sehr viel differenzierteren Betrachtung Anlaß geben würde). Außerdem lasse ich die großen christlichen Feste beiseite, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, obgleich grade das Weihnachtsfest Anlaß geben würde, daran die weitgehende Verlegenheit in bezug auf die Feste zu verdeutlichen. Ich beschränke mich in einem allgemeinen Sinn auf die einfacheren Feste, wie sie sich im Ablauf des Arbeitslebens ergeben und wie sie — [84/85] weitgehend — der Veranstaltung des einzelnen überlassen sind. Ich denke an Geburtstagsfeiern, vor allem Hochzeitsfeiern. Feste zur Vervollendung einer lang anspannenden Arbeit, wie der Errichtung eines Hauses. Feiern zum bestandenen Examen usw. Semesterschlußfeste, Sommerfeste usw. Wir fragen: was ist es, das diese Feste zum Fest macht?

Wir können allgemein sagen: ein Gefühl des gesteigerten, erhobenen Lebens. Aber nicht jeder

Zustand eines gesteigerten und sogar eines freudig gesteigerten Lebens ist darum ein Fest. Ein Fest braucht zunächst einen bestimmten Anlaß, aus dem es gefeiert wird, mag dieser im Lauf der Jahreszeiten verwurzelt sein und so alle Jahre regelmäßig wiederkehren, wie bei den großen christlichen Festen, aber auch beim Fasching, aber auch beim Geburtstag, oder mag es eine neue Lebensperiode einleiten, eine Einweihungsfeier oder eine Hochzeit, oder auf der andern Seite die glückliche Vollendung eines lang anhaltenden Werkes wie beim Richtfest eines neu erbauten Hauses oder beim erfolgreich bestandenen Examen. Auf jeden Fall ist das Fest als etwas Besonderes aus dem sonstigen Verlauf des Lebens herausgehoben. Die Arbeit ruht, und die Sorgen schweigen.

Meist gibt es eine Festrede, in der die Bedeutung des Festes gewürdigt wird, und schon diese Rede hat sprachlich ihren besondern Stil. Es ist eine feierliche Rede, die sich durch den gewählten Ausdruck von der schlichten Alltagssprache unterscheidet. In der Regel wird diese Rede durch ein Musikstück eingeleitet und wieder abgeschlossen, und wir können überlegen, welches der Sinn einer solchen musikalischen „Umrahmung“ ist. Sie hat die Aufgabe, die Teilnehmer in die angemessene feierliche Stimmung zu versetzen und zugleich die Rede aus dem sonstigen Lebensverlauf herauszuheben.

Zum Fest gehört auch die festliche Kleidung. Das ist eine gute, unter Umständen sogar etwas aufwendige Kleidung, jedenfalls aber eine Kleidung, an der kein Schmutz und keine Abnutzungserscheinungen an eine vorhergehende Arbeit erinnern. Zum Fest gehört außerdem das entsprechende Essen und Trinken, und wiederum ist es ein besonderes Essen: das Mahl, das Festmahl. Das erfordert nicht nur besondere ausgewählte und kostbare Speisen. Diese müssen auch im Überfluß vorhanden sein. Zum „anständigen“ Fest gehört die Fülle, der Aufwand. Die Sparsamkeit des täglichen Lebens hat beim Fest keinen Raum. Man feiert die Feste, auch wenn man sich danach einschränken muß. Eine richtige Bauernhochzeit kann dafür als Beispiel dienen. Und es liegt durchaus in diesem Sinn, wenn manche Naturvölker in einem Potlatch genannten Brauch ihren gesamten Besitz kurz und klein schlagen, um danach völlig von vorn anzufangen. Daß man das Glas, aus dem man auf das Wohl der Geliebten getrunken hatte, zerschmettert, gehört in diesen selben Zusammenhang. Das Fest ist eine durch und durch unvernünftige Angelegenheit, und diejenigen, die niemals im Leben ihre Vernunft beiseite stellen können, werden auch niemals begreifen, was ein Fest ist. So hatten, um ein illustrierendes historisches Beispiel zu geben, die Chigi bei ihren Festen in der (später so genannten) Villa Farnesina in Rom das benutzte goldene Eßgeschirr im großen Bogen in den Tiber geworfen — ein schönes Zeichen für den verschwenderischen Geist der Fülle. Aber weil die Chigi zugleich neuzeitliche Bankiers waren, hatten sie zuvor heimlich im Tiber Netze gespannt, in dem sie das kostbare Geschirr wieder auffingen. Das war natürlich ein Stilbruch und ganz gegen den Geist des Festes.

Im Barock hat man noch Feste zu feiern verstanden, und manche graphischen Blätter geben noch Zeugnis von dem Aufwand an Festzügen. Triumphpforten, Feuerwerken, Festvorstellungen von Theater und Oper. Die Oper ist ja überhaupt ganz ein Kind des Barocks. Die größten Künstler waren sich nicht zu schade, ihre [85/86] Kunst in den Dienst der Feste zu stellen, etwa Triumphpforten zu errichten, die nachher gleich wieder abgerissen wurden. Noch Goethe steht mit seinen Maskenzügen am Weimarer Hof in dieser Tradition. Der Barock konnte noch mit vollem Genuß und der Freude an der Selbstdarstellung Feste feiern, und es ist kein Zufall, daß diese Festesfreude in den Gegenden relativ noch am besten erhalten ist. wo noch etwas vom Geist des Barock lebendig geblieben ist. wie umgekehrt der strenge Geist des reformierten Christentums festfeindlich war.

Zum festlichen Mal gehört endlich auch das edle Getränk, der Wein. Der überströmende Rausch der Festesfreude steigert sich in berauschenen Getränken, und das Ethos der Fülle verlangt, daß auch damit nicht gespart wird. Nüchternheit zu bewahren, ist auf einem Fest nicht der Platz, so hoch zu schätzen es sonst auch sein mag. Das Fest ist eine dionysische Angelegenheit. Und was

Nietzsche in der „Geburt der Tragödie“ vom dionysischen Prinzip sagt: Der Rausch versöhnt nicht nur die Menschen miteinander, der Mensch feiert in ihm zugleich das Versöhnungsfest mit der „entfremdeten, feindlichen oder unterjochten Natur“, gilt allgemein: Zum ersten: das Fest verbindet die Menschen, es hebt die reservierende Zurückhaltung auf, Gefühle des Hasses und der Feindschaft haben hier keinen Raum. So heißt es bei Nietzsche: „Jetzt bei dem Evangelium der Weltenharmonie fühlt sich jeder mit seinem Nächsten nicht nur vereinigt, versöhnt, sondern Eins“. Darin gründet, um es schon vorwegzunehmen, auch die hohe erzieherische Bedeutung des Festes: Gemeinschaft zu stiften. Aber zum zweiten, was nicht weniger wichtig ist: Auch das ganze Verhältnis zur Wirklichkeit verändert sich. Die Natur ist nicht mehr das zu beherrschende, zu gestaltende und zu vergewaltigende Material, die scharfe Spaltung von Subjekt und Objekt verschwindet. Auch die Natur wird zu etwas brüderlich Verwandtem. (Ob sich hier Ansatzpunkte gegen die fortschreitende Umweltverschmutzung ergeben, wäre sehr ernsthaft zu überlegen).

So stellt das Fest mit seiner berauschenenden Fülle den „Rückfall“ in eine urtümliche und primitive Bewußtseinsform dar. Und wer in der Urtümlichkeit nur die negativ gefaßte Primitivität sieht, der wird auf die so gesehene Primitivität mit Verachtung hinablicken. Gewiß gibt es auch sehr verschiedene, rohe und kultivierte Formen. Die Frage aber ist, ob in dieser „Primitivität“ nicht eine ursprüngliche Kraft steckt, die im Leben eine notwendige Funktion hat und bei deren Verlust das Leben im ganzen verkümmert. So stellt sich noch einmal die Frage nach der Lebensfunktion des Festes. Dazu müssen wir die Analyse noch ein wenig weiterführen.

4. Wir hatten schon die musikalische Umrahmung einer Festrede erwähnt. Darüber hinaus aber gehört die Musik allgemein zum richtigen Fest. Ich will auf den festlichen Charakter der Musik aber nicht weiter eingehen, weil dieselben Erwägungen in einem noch ausgesprochenerem Maß von einer weiteren Erscheinung gelten, die ebenfalls zum Fest gehört: dem Tanz. Das Fest mündet, wenn auch nicht immer, so doch in den meisten Fällen in den Tanz. „Und endlich aus den reif gewordenen Takten entsprang der Tanz“, heißt es bei Rilke im „Cornet“. Weininger hat seinerzeit an einer Stelle den Tanz, in seinem konkreten Fall den Wiener Walzer als schlechthin unsittlich verworfen. Er meint, die ewige Bewegung an derselben Stelle oder doch in einer sehr begrenzten Tanzfläche sei ein schlechthin widersinniges Tun, denn jede vernünftige Bewegung gehe auf ein Ziel zu und sei um so besser, je gradliniger sie dieses Ziel erreiche. Und das bestimmt unser Tun in der Welt. Unsre Handlungen sind teleologisch, d.h. auf ein in ihnen zu erreichendes Ziel bezogen. Und insofern es sich in der Ethik um zu erreichende Ziele handelt, hat das sittliche Handeln einen solchen teleologischen Charakter. Der Tanz aber strebt kein Ziel an. [86/87] Es ist keine Zweckbewegung und hat infolgedessen nicht die Merkmale einer Zweckbewegung. Er findet vielmehr seine Erfüllung in sich selbst.

Darum ist der Tanz auch kein sittliches Verhalten. Er ist schlechterdings unsittlich in dem Sinn, daß er außerhalb der Gesetze eines sittlich-vernünftigen Handelns steht. Ob er auch unsittlich in dem Sinn ist, daß er gegen die Gesetze der Sittlichkeit verstößt, das ist freilich noch eine andre Frage, die mit der ersten nicht gleichgesetzt werden kann. Jedenfalls ist die auf Vernunft gebrüderliche Sittlichkeit im Tanz suspendiert. Er untersteht nicht deren Gesetzen. Wir können nicht darüber hinweg, daß das Tanzen ein unvernünftiges Tun ist. Daß er darüber hinaus den Menschen in einen rauschhaften Zustand versetzt, mag die Abneigung des ethischen Rigoristen Weininger noch vermehrt haben.

Nun würde dieser längst vergessene Aufsatz Weiningers gar nicht lohnen, sich mit ihm so ausführlich zu beschäftigen — inzwischen ist die Analyse des Tanzes bei Erwin Straus sehr viel differenzierter durchgeführt worden, — wenn nicht ein Merkmal des Tanzes bei Weininger extrem scharf herausgearbeitet wäre: die nicht zielgerichtete, sondern in sich selbst zurückkehrende Bewegung, sei es nun im Kreis, sei es in einem immer wiederholten Vor und Zurück. Weiterhin unterscheidet sich der Tanz von einem sonstigen Musikstück dadurch, daß dieses in einem zeitli-

chen Spannungsbogen Anfang, Mitte und Ende hat und man sehr genau weiß, wann das Werk seinen Abschluß erreicht hat. Der Tanz aber hat kein natürliches Ende. Er kann von sich aus in endloser Wiederholung endlos so weitergehen. Er kann nur von außen her abgebrochen werden, sei es, daß die Kapelle aufhört zu spielen, sei es, daß die Tanzenden durch Erschöpfung zum Aufhören gezwungen sind. So hat der Tanz eine eigene Struktur der erlebten Zeit, die sich von der des sonstigen Lebens unterscheidet. Es ist eine ungerichtete, in sich ruhende oder in sich kri-sende Zeit. Es ist eine zyklisch in sich zurückkehrende oder, wenn die paradoxe Formulierung erlaubt ist, eine zeitlose Zeit.

Was hier am Tanz mit besonderer Deutlichkeit hervortritt, gilt allgemein von der Zeiterfahrung im Fest. Das Fest ist durch eine besondere Zeitverfassung aus dem übrigen Leben als dem Alltagsleben der Arbeit oder des verantwortlichen Handelns herausgehoben. Machen wir uns diesen Unterschied klar: Im gewöhnlichen Leben ist die Zeit auf die Zukunft hin ausgerichtet. Und Heidegger hat durchaus zu recht vom Vorrang der Zukunft vor den anderen Zeitbestimmungen gesprochen. Der Mensch ist sich mit seinen Plänen, Hoffnungen und Befürchtungen immer schon voraus. Seine Arbeit ist auf das Ergebnis, auf das zu vollbringende Werk, gerichtet. Die Zeit schreitet fort, und zielt in diesem Sinn auf einen Fortschritt, und zwar auf einen nie an ein Ende kommenden, immer wieder über sich selbst hinausweisenden Fortschritt — denn wo ein einzelnes Werk vollendet ist, da tut sich sogleich ein neues Ziel auf. Die Kette reißt nicht ab. Ich spreche allgemein von einer teleologischen Zeit, zu deren Wesen die Ruhelosigkeit gehört.

Im Fest aber ist die Teleologie des Arbeitslebens durchbrochen. Und so waren wir schon in den bisherigen Überlegungen immer wieder auf Zeitbestimmungen gestoßen. Der Mensch beendet seine Tagesarbeit und macht, wie man sagt, Feierabend. Das hat als solches noch nichts besonders Festliches, aber doch schon eine Zufriedenheit mit der erfüllten Tagesarbeit. Aber damit ist doch schon ein wesentlicher Ansatzpunkt gegeben: um Feste zu feiern, muß die Arbeit ruhen. So ist der erfolgreiche Abschluß einer größeren Arbeit der gegebene Anlaß für ein Fest. Aber die Zeitlichkeit des Festes greift tiefer. Sie erfaßt das Zeiterleben des feiernden Menschen. Das Fest ist erfüllt in sich selbst. Es drängt nicht über die Gegenwart hinaus in die Zukunft. Im Glückserleben des Rausches vergißt der Mensch die [87/88] Zeit, nämlich die teleologisch gerichtete Zeit. Sehr treffend ist eine Formulierung Hofmannsthals: „Das ist es, glücklich zu sein und ohne Hoffnung“. Das „ohne Hoffnung“ betrifft nicht die trübe Hoffnungslosigkeit des Verzweifelten, sondern ist der Ausdruck der erfüllten Gegenwart, die nichts mehr von der Zukunft zu erhoffen braucht. Das ist der Zustand völliger Zeitvergessenheit und Zeitlosigkeit, der erlebten Gegenwart. Und diese erfährt der Mensch im Fest als der höchsten Aufgipfung seines Lebens.

Nun will ich gewiß nicht sagen, daß der Mensch sein ganzes Leben zum Fest machen sollte. Das ist schon aus ganz realistischen Gründen unmöglich. Er müßte ja verhungern, wenn er nicht arbeiten wollte. Worauf es ankommt, ist vielmehr das richtige Verhältnis von Arbeit und Fest, deren beide ihre eigene Notwendigkeit haben. Der Wechsel von Arbeit und Fest. So heißt es in den bekannten Zeilen Goethes: „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste, sei dein künftig Zauberwort.“

Genauer gesagt: Das Fest ist Erhebung über den Lauf der Zeit, es ist somit als Ausnahmezustand bezogen auf das übrige alltägliche Leben mit seiner Arbeit und seiner Verantwortung. Man kann nicht das ganze Leben zum Fest machen.

Die Fähigkeit, Feste zu feiern, steht darum auch nicht im Widerspruch zu der Begründung um die Gestaltung einer besseren und gerechteren Welt. So betont auch der amerikanische Theologe Cox in seinem etwas provozierend formulierten Buch, dem „Fest der Narren“: „Es gibt keine Veranlassung dafür, daß die, die das Leben feiern, nicht ebenso grundlegendem sozialem Wandel verpflichtet sein können.“

Dann heißt das richtige Verhältnis zur Zeit zunächst in der einfachsten Weise: Der Mensch gewinnt Haltepunkte im Lauf der Zeit, in denen er zur Ruhe kommt. Schon das ist der gute Sinn

der heute vielfach außer Beachtung gekommenen Sonntagsheiligung, die den Menschen notfalls gegen seinen Willen zum Einhalten zwang. Überspringt der Mensch die Pausen, dann kommt er außer Atem. Dann kommt er in die sich übersteigernde Maßlosigkeit der Arbeit. Dann überstürzt sich die Zeit, und es kommt zu der schon von Schopenhauer bemerkten Erscheinung, daß mit zunehmendem Alter die Tage immer schneller verlaufen. Das gilt in gesteigertem Maß von den großen Festen: Sie bringen einen Rhythmus in den Lauf der Zeit, ein Auf und Ab, das der teleologischen Zeit fremd ist.

Aber das gilt noch in einem tieferen Sinn. Und darum betonte ich so sehr die Veränderung des Bewußtseins in der Zeit, die Erfahrung der Zeitlosigkeit. Das ist mehr als eine Erholungspause. Der Mensch gewinnt einen tieferen Grund, in dem die Arbeit und die fortschreitende Zeit überhaupt relativiert wird. Das Fest ist eine, vielleicht die einzige, auf jeden Fall aber die intensivste Form, in der die rationale Welt der Arbeit überwunden wird, wo ein tieferer Lebensgrund aufleuchtet. In aller Vorsicht ausgedrückt: Das Fest ist primär ein religiöses Phänomen. Ich sage: in aller Vorsicht. Auf jeden Fall ist es ursprünglich ein religiöses Phänomen gewesen, und es ist daran zu erinnern, daß keine Religion ohne Fest denkbar ist. Ich glaube aber, daß man auch über die Umkehrung nachdenken sollte: Wenn heute das Fest profaniert ist, in den meisten Fällen jedenfalls mit Christentum nichts zu tun hat, ob nicht auch in den abgeflachtesten Formen ein Rest des religiösen Grundes durchschimmert und es allgemein gilt: wo Feste gefeiert werden, überall da wird der Bereich des profanen Lebens durchstoßen und etwas Religiöses erfahren, da bricht in diesem Sinn die Ewigkeit in das Leben ein, ganz gleich, ob dies im Rahmen der besonderen ausgeformten Religionen geschieht oder nicht. [88/89]

Und wenn das Fest oft etwas Beängstigendes hat, etwas Übergewaltiges, das ich mit dem Begriff des Dionysischen anzusprechen versucht habe, so ist daran zu erinnern, daß Religion überhaupt, und nicht nur in ihren primitiven Formen, etwas durchaus Unvernünftiges ist, das bedrohlich in das menschliche Leben einbricht und seine innerweltliche (scheinbare) Sicherheit erschüttert. Im Fest, so möchte ich zusammenfassen, bricht ein tieferer, göttlicher, dann auch vielleicht noch heidnischer Untergrund des Lebens auf. Das Fest ist die Stunde einer Theophanie, der Erscheinung eines Gottes.

Aber ich halte inne und frage zunächst nach dem Ergebnis. Im Fest, so sagten wir, tritt der Mensch zurück in eine frühere, ursprünglichere Bewußtseinsstufe. Aber diese darf nicht im Sinn einer überwundenen Primitivität verstanden werden. In ihr ist noch ein Lebensgrund gegenwärtig, von dem wir uns in der rational-technischen Entwicklung entfernt haben. In ihn zurückzutreten, ist notwendig, wenn der Mensch nicht im Getriebe des profanen Alltags veröden will. Wer die Feste zu feiern gelernt hat, der wird seine Alltagsarbeit nicht mehr so wichtig nehmen, weil er gelernt hat, daß es eine tiefere Erfüllung gibt, als jede fortschrittsgerichtete Arbeit zu geben vermag. Er wird daraus verjüngt hervorgehen und seine innere Gesundheit wiedergewinnen, die ihm in seinem Alltagsleben verlorengegangen war. Aber ich muß den weiterreichenden Teil meiner anfänglichen Behauptung begründen: daß in der Fähigkeit, wieder Feste zu feiern, eine Möglichkeit gegeben ist, der wahnsinnig gewordenen und dem Abgrund entgegenstürzenden Entwicklung der modernen technisch-industriellen Welt Einhalt zu gebieten. Ich deute es in aller Vorsicht an. Wie das Fest die Arbeit nicht entbehrlich macht, so enthebt es auch nicht von der Verantwortung für die bessere Gestaltung unserer gesellschaftlich-politischen Ordnung. Ich maße mir nicht an, ein Allheilmittel gefunden zu haben. Aber ich sehe hier wenigstens eine Möglichkeit, die wir angesichts der ungeheuren Gefahr ernstlich überlegen sollten: Wer ein Fest zu feiern gelernt hat, der hat gelernt, in sich selber zu ruhen. Er ist mit der Gegenwart zufrieden und jagt nicht immer neuen und doch niemals zu sättigenden Bedürfnissen nach. Ganz konkret ausgedrückt: er ist immun geworden gegen den Konsumzwang. Das Fest ist Rückkehr zum Ursprung und das bedeutet in einem tieferen Sinn, als Rousseau es verstand, Rückkehr zur Natur, nämlich Rückkehr zur Fülle des Ursprungs. Und darum sehe ich in der Fähigkeit, Feste zu feiern, in allem Ernst eine Möglichkeit, die maßlos gewordene Entwicklungstendenz der ihrer tieferen

Untergründe verlustig gegangenen Entwicklung der modernen Zivilisation entgegenzutreten.

5. An dieser Stelle muß ich eine gewisse Berichtigung meiner anfänglichen Behauptung vornehmen. Ich hatte gesagt, daß unsere Zeit es verlernt hat. Feste zu feiern. Vielleicht gilt das nur von meiner, inzwischen schon älter gewordenen Generation. Vielleicht sind wir schon in einer Wendung begriffen, und vielleicht ist die jüngere Generation uns schon darin voraus, das Feiern wieder zu lernen. Ich kann nur in Kürze einige mir erfreulich scheinende Züge anführen.

Ich beginne bei etwas ganz äußerlich Scheinenden: die Einrichtung von Fußgängerzonen in unseren Städten. Das scheint eine technische Notwendigkeit zu sein, bedingt durch den modernen Kraftfahrzeugverkehr. Aber es ist zugleich ein Symptom des Widerstandes gegen diesen Verkehr. Wenn ich von den bescheidenen Erfahrungen in Tübingen ausgehe: Es ist eine neue Gelassenheit in diesen Bereichen. Die Menschen sind heiterer geworden. Und wenn sie dann in den Straßen-Cafes verweilen, wo die Grenze zwischen Innen- und Außenraum aufgehoben ist: ein beglückender Zug südländischen Lebens, des *dolce far niente* zieht damit auch in unser Leben ein. Das ist zwar wenig, aber scheint mir doch ein erfreuliches Zeichen. [89/90]

Aber ein zweites: die Bürgerfeste, die immer mehr in Übung kommen. Ich weiß nicht, wie es in Reutlingen war, aber bei uns in Tübingen: Es ist nicht mehr die turbulente Betriebsamkeit eines auf einem besonderen Festplatz isolierten Sommerfestes, es ist in die Gassen der Stadt eingezogen, und die alten vertrauten Plätze gewinnen eine neue Fröhlichkeit, wenn Tische und Stühle nach draußen gerückt sind, wenn von der Musik eine Beschwingtheit ausgeht und zwischen den Sitzenden und den Vorübergehenden sich ein Gespräch anspinnt.

Aber ich will gleich zu einem dritten übergehen, eigentlich nur einem einzelnen Fall, der mich sehr nachdenklich machte. Das Folk-Festival, das in Tübingen im Sommer stattfand: Eine Fülle von relativ jungen Menschen, die aus den verschiedenen Ländern zusammengekommen waren, um gemeinsam zu singen und zu tanzen, also zusammen ein großes Fest zu feiern. Und hiermit gab es wirklich ein Fest im großen Stil. Eine eigentümliche Musik klang durch die ganze Innenstadt. Es war für den, der es nicht gewohnt war, eine seltsam fremde Musik. Man fühlte sich, und wohl zu recht, an exotische, afrikanische oder lateinamerikanische Tänze erinnert. Es war die monotone Wiederholung immer der gleichen mitreißenden Rhythmen. Der Vergleich mit der exotischen Musik ist nicht abschätzig gemeint, sondern sollte nur die Richtung verdeutlichen, wie hier ein elementarer Zug des Festes, den ich schon vorher mit dem Dionysischen bezeichnete, mit elementarer Gewalt wieder durchbrach, das Fortreibende, mehr das Ekstatische, das sich hier im An- und Abschwellen durchsetzte. Etwas schon bedrohlich Unheimliches, das Panische. Aber Pan war ja auch ein seine Hirten erschreckender Gott. Manchmal aber saß auch eine Gruppe von zweien oder dreien auf den Treppenstufen und spielte still für sich auf der Blockflöte, manchmal auch eine Flasche Wein neben sich, manchmal auch ohne. Ich kann das nicht weiter beschreiben, mir fehlen dazu die Voraussetzungen, die nur im Mitleben zu gewinnen sind, und ich machte mir hinterher Vorwürfe, daß ich nicht genügend einzudringen versucht habe.

Aber hier kommt es ja nur auf den Hinweis an: daß es neue Formen des Festes gibt, die sich in der Gegenwart ausbreiten, und daß es nicht zulässig ist, sich in vornehmer Distanz von ihnen fernzuhalten, weil sie roh und gewalttätig erscheinen, sondern daß es gilt, sie als hoffnungsvolles Symptom aufzunehmen, als ein Zeichen, daß die Jugend beginnt, sich von einer sich überschlagenden und den Menschen verzehrenden technischen Entwicklung fernzuhalten (sich zu emanzipieren), als ein Ansatz zur Möglichkeit der Rettung der Menschheit.

Wenn es mir hiermit auch ganz ernst ist, so *muß man* sich doch auch vor der Gefahr einer einseitigen Überspitzung hüten, das Leben ganz als Spiel zu sehen. Denn neben dem Fest steht nicht nur die stumpfsinnige Arbeit, neben ihr steht auch der Ernst des Lebens mit der fordernden Stimme des Gewissens und der Kraft der existentiellen Entscheidung. Und wenn ich von dem religiösen Grund des Festes gesprochen habe, so mag das vom christlichen Bewußtsein her sogar

etwas blasphemisch geklungen haben. Es war mit der Erinnerung an Pan und Dionysos eine heidnische Form der Religiosität, die im Grunde unseres Bewußtseins immer noch durchschimmert. Es ist noch nicht die Religion, die in der Stimme des christlichen Gewissens zu uns spricht und die erst unsrem Leben seine letzte Entschiedenheit gibt. Diese Seite darf über der Freude an der neuen Einsicht nicht vergessen werden, aber wie sich beide Seiten in dem einen Menschenleben verbinden, ist noch eine sehr schwierige Frage, der ich hier nicht mehr nachgehen will und vielleicht auch nicht kann.

6. Ich breche also ab und habe nur noch einige wenige Andeutungen zu machen über die pädagogischen Konsequenzen aus dieser Einsicht in die Funktion der [90/91] Feste und Feiern. Ich kann mich hier auf ein paar Andeutungen beschränken, zumal ich nicht selbst an der Schule tätig bin und den Fachleuten nicht vorgeifen darf. Zunächst zwei negative Punkte:

1. Jedes große Fest, besonders auch jedes Schulfest erfordert eine umfangreiche Vorbereitung, in der Einübung der Musik, des Theaterstückes, dem Malen der Kulissen usw. Aber es wäre eine große Verfehlung, wenn man das Fest nur als Aufhänger benützen wollte, um diese aus andern Gründen wünschenswerten Fertigkeiten zu entwickeln.

2. Ebenso wäre es verkehrt, das Fest nur als Belohnung aufzufassen, als ein Zugeständnis, das man mit halbem Herzen dem kindlichen Bedürfnis macht. Das Fest muß schon als Selbstzweck gewollt werden, und der Lehrer darf darum nicht unbeteiligter Aufpasser sein, sondern muß auch von sich aus vorbehaltlos mitfeiern. Die wertvollen Auswirkungen müssen sich von selbst aus dem Fest ergeben, sie dürfen nicht als solche angestrebt werden.

3. Dahin gehört vor allem die gemeinschaftsbildende Funktion des Festes. Wie es schon in dem Nietzsche-Zitat zum Ausdruck kam, im Fest kommen sich die Menschen näher, fühlen sich die Menschen verbunden, das Fest löscht die Feindschaften aus, zwischen den Schülern untereinander wie zwischen Lehrern und Schülern. Das gilt nicht nur für die Dauer des Festes, sondern wirkt sich auch auf die kommende Zeit aus. Die Feste haben eine große gemeinschaftsbildende Wirkung.

4. Dazu kommt natürlich die allgemeine Erhebung aus dem zielstrebigen Arbeitsdruck, die Erhebung über das rational-profane Leben in der Erfahrung einer neuen Tiefendimension. Das mag dem Kind — wie auch dem Erwachsenen — nicht zum ausdrücklichen Bewußtsein kommen, aber es verändert entscheidend das Leben im ganzen.

5. Einen Vorbehalt werden Sie machen beim dionysischen Charakter des Festes, besonders beim Gebrauch der alkoholischen Getränke. Aber ich glaube, dieses Bedenken ist nicht so groß; denn die Jugend bedarf ja keiner künstlichen Anregungen, sie kann sich von sich aus grenzenlos freuen, sie ist in der bekannten Wendung schon „Trunkenheit ohne Wein“. Und mehr bedarfs nicht.

5a. Dazu noch eine Ergänzung: Die immer weitere Verbreitung von Alkoholismus und Drogen-sucht ist nur als Ausbruchsversuch aus einer trostlos gewordenen Welt zu begreifen. Man kuriert sie nicht an den Symptomen. Aber ihnen ist der Boden entzogen, wo die Menschen wieder zu feiern gelernt haben.

Daß Fest nicht Ausschweifung ist, sondern der Vorbereitung und der Gestaltung bedarf, sei nochmals betont. Eben da liegt auch die erzieherische Aufgabe.

6. So sehr sich der Erzieher beim Fest ehrlich mitfreuen soll, so bleibt er doch auch darin in seiner erzieherischen Verantwortung. Er muß auch die Grenze finden, die das Kind von sich aus nicht finden kann. Er muß das Fest in der Hand behalten. Er muß es zu leiten verstehen, muß nicht nur anregen und lösen, sondern auch, wenn es nötig wird, mäßigen.

7. Und trotzdem: er muß das Fest zu gestalten verstehen, aber darin nicht zum Außenstehenden werden. Nur wo er sich mitzufreuen versteht, erfüllt er seine Aufgabe. Und er muß in diesem Sinn auch am folgenden Tag das Gefühl eines gelungenen Festes mitnehmen.

8. Aber bei allem: verharmlosen Sie das Fest nicht. Es bricht in ihm eine Tiefe des Lebens auf. Und jede Tiefe, die erfahrene Tiefe des Göttlichen, ist gefährlich.